

Nr. 253. Bromberg, den 4. November 1933

Ein Mann springt in die Spree!

Roman von Nikolaus Wesel.

Dann erzählte Komteß Christa von daheim. Ihre Familie hauste in Franken, auf Schloß Ruppertsburg, einem alten Bau aus dem fünfzehnten Jahrhundert, wo man erst vor zwanzig Jahren elektrisches Licht und Badezimmer eingerichtet hatte. Über vierzig Zimmer gab es im Schloß, aber weitaus die meisten wurden nie betreten, die Möbel zerfielen, es regnete zu den Fenstern herein.

Sie hatte eine drollige Art, das alles bildhaft darzustellen. „Wissen Sie, mein Vater kümmert sich nicht darum. Er ist durch und durch Soldat, er hat für nichts anderes Interesse. Im Krieg hat er eine Division geführt. Das war Erfüllung aller irdischen Wünsche für ihn. Das muß man wissen, um den alten Herrn zu verstehen. Die Zeit nach dem Krieg erschien ihm unerträglich! Er ist sehr bemittelt, er hätte sich und den Seinen ein angenehmes Dasein mit Reisen und Zerstreuungen schaffen können, aber davon wollte er nichts wissen. Gott, wir jungen Menschen können das nicht so recht nachfühlen, glaube ich. Ihm war eine Welt, seine Welt zerschlagen worden. Seine Seele ist im Krieg geblieben. Können Sie sich das vorstellen?"

Freese nickte ernst und ohne Spott. „Doch, Komteß, das kann ich gut verstehen. Als ganz junger Dachs habe ich die zwei letzten Kriegsjahre im Feld mitgemacht . . . Das war ein Grund mit —"

„Wofür?" fragte Christa lebhaft.

Fast hätte er sich wieder verplappert und von Arnold Freese erzählt. Ein wenig verlegen lenkte er ab: „Daß ich mich auch in der Zeit nach dem Krieg nie so recht wohl fühlte in meiner Haut. Und ich kann verstehen, für einen Mann wie Ihren Vater muß es furchtbar gewesen sein, er mußte in einer entgötterten Welt weiterleben —"

„Nun, das sage ich ja". Sie schaute ihn an, als hätte sie gemerkt, daß er plötzlich wieder eine Schranke vor sich aufgerichtet hatte. Aber plötzlich lachte sie wieder. „Es ist ja nicht nett, wenn man seinen eigenen Vater ein wenig komisch findet, aber wissen Sie, wenn man selbst so unter den Absonderlichkeiten seines alten Herrn zu leiden hat wie ich —! Ein wundersamer Zufall wollte es, daß er in Berlin unter russischen Emigranten den zaristischen Generalleutnant Nemiroff getroffen hat, der war an der Ostfront eineinhalb Jahre sein unmittelbarer Gegner gewesen! Nemiroff ging es miserabel, da hat ihn mein Vater einfach mitgenommen nach Ruppertsburg. Er war glücklich, einen Menschen gefunden zu haben, dessen Seele wie die seine im Krieg geblieben war. Mit ihm konnte er reden, sie hatten unerschöpflichen Gesprächsstoff. Nach Generalstabskarten wurde ein großes plastisches Modell ihres damaligen Kampfgeländes hergestellt, — es füllt fast einen der großen Säle im Schloß. Schützengräben und Artilleriestellungen sind in dem Modell genau nachgebildet, die Truppen werden von winzigen Zinnsoldaten markiert — und nun führen die beiden alten Divisionäre ihren einstigen blutigen Kampf im friedlichen Kriegsspiel weiter, unermüdlich, ganz verhext sind sie — und sie kommen nie zu einer Entscheidung. Seitdem hat der Vater für seine Familie sehr wenig Interesse gehabt, er erschien mittags und abends bei Tisch, aber er sprach kaum ein Wort —"

Gespenstisch! dachte Freese und spürte gelinden Schauer. „Und Ihre Mutter, Komteß?" fragte er behutsam, als wollte er sie trösten.

„Meine Mutter?" Sie zuckte die Achseln und lächelte nicht mehr. „Sie verwaltet die Finanzangelegenheiten, ihre Liebe gehört einer großen Briefmarkensammlung, ihr Interesse Stammbaumforschungen." Mit einem trotzigen leichten Ruck warf sie den Kopf zurück. „Sie müssen wissen, ich bin in der Ehe meiner Eltern zu spät erschienen. Ihre ganze Liebe hat meinem um vieles älteren Bruder gehört — zwei Monate vor Kriegsende ist er im Westen gefallen. Vor allem der Vater ist über diesen Verlust nie hinweggekommen, ich junges Ding konnte ihm den Sohn nicht ersetzen. Oft hatte ich den Eindruck, er mache mich geradezu dafür verantwortlich, daß ich ein Mädchen bin. Ich war ihm ziemlich gleichgültig. Darum hat man sich auch um meine Erziehung nur oberflächlich gekümmert. Gott ja, ich hatte Gouvernanten und Lehrer, ich war auch zwei Jahre in einem Lausanner Pensionat, aber das alles war nichts —".

„Nun, zwei Jahre am schönen Genfer See —".

„Was habe ich denn schon davon gesehen! Und auf Ruppertsburg bin ich mir immer wie eine Gefangene vorgekommen, ausgeschlossen vom bunten, herrlichen Leben, das allen anderen Menschen offensteht. Ich habe eigentlich nur aus Magazinen und Zeitschriften ein wenig erfahren, wie es in der Welt draußen aussieht — und das hat immer gelockt und gerufen, bis ich es eines Tages nicht mehr ausgehalten habe. Nein, ich konnte nicht mehr — und da habe ich mich kurz entschlossen auf die Eisenbahn gesetzt —"

„Trotzdem haben Sie sehr unbedacht gehandelt!" fiel ihr Freese lebhaft ins Wort. „Sie sind unerfahren und weltfremd. Wie leicht können Sie unter die Räder kommen. Berlin ist ein gefährlicher Boden."

Sie sah ihn mit ihren großen grauen Augen ironisch an: „Meinen Sie? Ich verstehe Sie sehr gut. Aber Sie irren sich! Ich bin nicht dumm, und wenn es darauf ankommt, weiß ich mir die Menschen fernzuhalten. Ich werfe mich nicht fort."

„Alles gut und schön, aber wie wollen Sie sich hier über Wasser halten?"

„Warnen Sie nicht!" erwiderte Christa mit einer sonderbaren Verbissenheit. „Es ist nicht nötig und ich will nichts davon hören. Was will ich denn? Ein bißchen frei sein und mein Leben führen nach meinem Willen, wenn es auch nur für kurze Zeit ist."

„Und dann?"

„Und dann?" Lächelnd tat sie den Einwand ab. „Daran denke ich nicht. Ich bin jetzt einundzwanzig . . ."

„Wenn Sie aber älter werden? Später?"

„Es gibt kein Später. Nehmen Sie noch einen Kognak?"

„Danke!" Fast erbittert mahnte Freese: „Man muß auch an das Später denken."

„So? Muß man das?" höhnte sie. „Wie klug Sie sind! Das war wohl auch die Ursache, daß Sie gestern — — Doch lassen wir das! Es war Ihre Angelegenheit. Jedenfalls hatten Sie falsch gerechnet, denn heute ist alles für Sie doch anders geworden. Übrigens: ich habe Ihnen nicht die volle Wahrheit gesagt, vorhin. Ich habe Ihnen nicht alles gesagt. Als ich von zu Hause abfuhr, geschah es nicht heimlich, nur sollte ich ganz wo anders hinreisen als nach Berlin."

„Und zwar wohin?"

„Nach Davos."

„Nach Davos?" Er sah sie betroffen an. „Sind Sie denn . . ."

Christa nickte: „Man merkt es mir nicht an, nicht wahr? Ich sehe doch gesund aus, aber das täuscht — mich täuscht es allerdings nicht, ich weiß Bescheid. Als der Arzt erklärte, ich müßte nach Davos, und dazu mit so einer heuchlerisch-wohlwollenden Stimme bemerkte, es sei durchaus möglich, daß meine Lunge dort in einem Jahr oder nach anderthalb wieder gesund würde, da wußte ich, was los war. Mama hatte rotgeweinte Augen. Vater sagte gar nichts. Oh, ich wußte sehr gut, daß ich von dort niemals wieder heimkommen würde und die Geschichte mit den zwölf oder 18 Monaten nur ein Betrug war. Ich würde in einem Sanatorium hinsiechen und sterben, ohne je gelebt zu haben." Leidenschaftlich leuchteten ihre grauen Augen auf. „Da ist mir die Wahl nicht schwer geworden. Lieber nur drei oder vier Monate leben und die richtig! Schade nur, daß ich nicht viel Geld habe, es würde mir Freude machen, es auszugeben! Wissen Sie, das ist so, wie mit der Eintagsfliege — die genießt ihre vierundzwanzig Stunden und dann . . ."

Freese schwieg erschüttert. Alles wehrte sich in ihm gegen den Gedanken, daß hinter diesem entzückenden Geschöpf, das ihm so kameradschaftlich begegnete, schon der Tod stand. Endlich sagte er: „Vielleicht haben Sie richtig gehandelt. Und man möchte wirklich Millionär sein, um Ihnen helfen zu können."

„Um Himmels willen, nun bedauern Sie mich! Das dürfen Sie nicht!" Christa warf einen Blick auf die Uhr und sprang auf: „Seien Sie nicht böse, aber ich muß Sie jetzt verabschieden! Ich will heute Abend in die Oper, es ist schon halb sieben und ich habe noch Toilette zu machen. Nachher gehe ich dann tanzen" fügte sie hinzu und ihr Gesicht strahlte. „Lassen Sie recht bald wieder von sich hören, Herr Stuckering" bat sie, als sie sich trennten. „Aber ganz ernsthaft; ich will ja auch brennend gern Ihre Bilder sehen."

VII.

Als Freese, noch ganz erfüllt von Gedanken an die leichtsinnige junge Christa, die gleichsam vor dem Tod ins Leben entflohen war, zum Atelier emporstieg, stieß er vor dem Eingang auf einen kleinen, korpulenten Herrn, der dort anscheinend Wache gehalten hatte. Einglas im Auge und auch sonst betonte Eleganz. Mit seinem dicken Hals und steif getragenen Kopf glich er einem aufgeplusterten Hahn. In seinen Händen hielt er ein beträchtliches und wohl schweres Paket.

„Seit zwei Stunden habe ich auf Sie gewartet!" fing der fremde und ein wenig auffällige Zeitgenosse gleich in vertraulichstem Tone an, seine Aussprache klang hart und ausländisch. „Seit zwei Stunden! Aber das macht nichts. Sie kennen mich nicht. Mein Name ist Belzeff. Belzeff, bitte, mit dem Akzent auf der zweiten Silbe. Ich freue mich riesig, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Stukkering." Er hielt seine tadellos behandschuhte Rechte hin.

Freese berührte sie flüchtig. Komischer Kerl! dachte er. „Womit kann ich dienen?" fragte er kühl und mißtrauisch.

Das schien aber Herr Belzeff gar nicht zu merken. „Sollen Sie gleich erfahren! Ich werde mir gestatten, Ihnen zu erklären, weshalb ich Sie aufgesucht habe. Ich habe Ihnen verschiedene Vorschläge zu machen, sehr interessante Vorschläge, die für Sie von größtem Vorteil werden können. Und wenn Sie sie hören, Herr Stuckering, werden Sie mit beiden Händen zugreifen, Sie werden sagen, es ist ein Glück, daß Belzeff gekommen ist, den hat mir der Himmel gesandt! Aber sagen Sie, Verehrter, können wir uns nicht drinnen unterhalten?"

Freese musterte den vom Himmel gesandten Herrn Belzeff mit einiger Ironie, schließlich bequemte er sich dazu, ihn eintreten zu lassen. Man nahm Platz. „Ich kann Ihnen leider nichts anbieten", bemerkte Freese trocken.

„Macht nichts!" erwiderte Belzeff lächelnd. „Dafür bin i c h da! Sehen Sie, Liebster, ich habe schon vorgesorgt."

Es erwies sich, daß das Paket eine Sammlung aller möglichen Delikatessen enthielt, außerdem je eine Flasche Wein, Sekt und Kognak. Sogar Gläser waren beigefügt. Der Spender dieser Herrlichkeiten begann alles mit der Behendigkeit eines Zauberkünstlers auszubreiten, er erbat sich einige Teller und baute mit kundigen Händen binnen wenigen Minuten ein wahres Stilleben auf. Er betrachtete befriedigt sein Werk. „So, nun können wir sprechen!" sagte er und forderte Freese auf zuzugreifen. „Ich habe mir gedacht", fuhr er fort, „daß Sie auf Besuch nicht vorbereitet sein werden, verehrter Herr Stuckering, deshalb brauchen wir uns jedoch nichts abgehen zu lassen. Aber bedienen Sie sich doch, machen Sie mir die Freude und lassen Sie es sich schmecken." Wohlwollend sah sich Herr Belzeff in dem ärmlichen Atelier um. „Sehr gemütlich haben Sie es hier, Herr Stuckering, wirklich sehr nett, nur, Sie werden doch wahrscheinlich hier nicht wohnen bleiben? Für einen unbekannten Maler ist so ein Atelier reizend und es ist kolossal romantisch, dieses Leben à la Bohème, vielleicht hungert man manchmal auch ein bißchen. Nun, das gehört sozusagen dazu. — Getrost, Sie werden jetzt nie mehr zu hungern brauchen, Herr Stuckering! Sie sind ein gemachter Mann. Man hat Sie spät entdeckt, aber nicht z u spät, Ihre Bilder meine ich, diese Gemälde . . ."

„Verzeihen Sie, Herr . . . Herr . . .", wollte Freese belustigt unterbrechen.

„. . . Belzeff. Akzent auf der zweiten Silbe, bitte! Wieso Sie entdeckt worden sind, wollen Sie wissen, nicht wahr? Nun, i c h habe Sie entdeckt, ich! Ich werde Ihnen Ihre Werke abkaufen."

„Sie haben sie doch noch gar nicht angesehen, Sie wissen ja noch gar nicht . . ."

„Ich weiß noch gar nicht? Genug weiß ich! Und ich habe bereits genug gesehen. Wenn ich sage, Sie sind gemacht! Ich habe auch gelesen. Mehr brauche ich nicht. Aber liebster Freund, Sie trinken ja nicht!"

Lachend tat ihm Freese Bescheid. Der Wein war glänzend. „Sie sind sehr liebenswürdig, Herr Belzeff, ich fürchte nur, Sie haben sich vergebens bemüht. Ich will die Bilder nämlich gar nicht verkaufen, wenigstens vorläufig noch nicht, vielleicht später einmal —"

Belzeff lächelte anerkennend: „Sie haben recht! Gut, Sie wollen nichts überstürzen, Verehrter, das gefällt mir! Es hat auch gar keine Eile. Ich habe nur einen Vorschlag gemacht, einen rein prinzipiellen Vorschlag. Es würde beispielsweise durchaus genügen, wenn Sie mir nur das Vorkaufsrecht auf Ihre Bilder gäben."

Freese zögerte. Tetzlaff hatte mit seinem Zeitungsartikel ja was Nettes angerichtet! Der dicke kleine Herr mit seiner Geschäftigkeit war natürlich irgendein Schieber, der Beute witterte. „Herr Belzeff, Sie müssen Geduld haben!" meinte er. „Alles muß überlegt werden. Es haben sich auch schon andere Interessenten gemeldet.

Über das wohlgenährte Genießergesicht des Herrn Belzeff flog ein Schatten, aber es erhellte sich sogleich wieder. Er ließ sein an einer schwarzen Schnur hängendes Einglas fallen, drehte es unruhig hin und her und schob es dann resolut an seinen Platz zurück. „Vorsicht, verehrter Herr Stuckering, Vorsicht!" rief er aus. „Lassen Sie sich dadurch nicht irre machen, daß sich jetzt alle möglichen Leute an Sie herandrängen, die wollen Sie nur reinlegen! Glauben Sie mir, glauben Sie Belzeff, der als Freund zu Ihnen kommt und es ehrlich meint! Ich bin Sammler, Kunstfreund und kein Händler! Ich will mit Ihren Bildern keine Geschäfte machen, ich spekuliere nicht. Aber Hand aufs Herz, lieber Stuckering, Sie brauchen doch Geld! Ich möchte nicht indiskret sein und mich in Ihre Angelegenheiten mischen, wie käme ich dazu! Aber wir können doch offen reden, wie man unter aufrichtigen, geraden Menschen redet: ist es eine Schande, wenn man Geld braucht?"

Beschwörend erhob Belzeff seine Stimme. „Soll man ein Geheimnis daraus machen? Das tun nur einfältige Leute, feige Leute, die nicht den Mut haben, offen heraus-

zusagen: ja ich brauche Geld! Ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie zu denen gehören wollen."

Freese trank und lachte zugleich, das mußte er mit einem Hustenanfall büßen. „Sie sind ulkig, Herr Belzeff! Wie oft habe ich die Wände angebrüllt: ich brauche Geld, Geld! Was hat es genützt?"

Belzeff goß Sekt in die Gläser. „Was es nützt? Manchmal nichts, manchmal sehr viel. Jetzt, sehen Sie, nützt es. Was würden Sie dazu sagen, wenn ich Ihnen verriete: ich bringe Ihnen Geld?"

„Ich würde Sie fragen: wofür?"

Belzeff schlug sich auf die Schenkel, als hätte der andere den besten Witz gemacht. „Ich würde fragen: wofür! Wofür! Herrlich! Verehrter, Sie sind noch jung und haben wohl noch nicht viel Geschäfte abgeschlossen, wie? Aber, Respekt, Sie sind auch vorsichtig, Sie wollen alles genau wissen. Sie sollen doch eine Erbschaft machen, Herr Stukkering?"

Freese, der schon seit ewigen Zeiten keinen Sekt mehr zu kosten bekommen hatte, hob sein Glas und trank in Gedanken der jungen Komteß Christa zu. „Eine Erbschaft? Es heißt so." (Fortsetzung folgt.)

Heimkehr aus der Stadt.

Skizze von Zoe Helene Droysen.

Beate war in die Stadt gefahren, um Besorgungen zu machen. Als sie am frühen Vormittag den Zug verlassen, der sie vom Lande hereingebracht, waren die Straßen voll Lärm und Getriebe gewesen. Und sie hatte sich mit fröhlichem Eifer in das bunte Gewühl geworfen, wie in einen Strom, der sie nun Stunde um Stunde dahintrug.

Darüber war der Tag vergangen. Das Gedränge, gegen Mittag ein wenig abgeflaut, steigerte sich gegen Abend seinem Höhepunkt entgegen. Die Bureaus waren geschlossen, und die Menschen strebten nach Hause. Elektrische Bahnen und Autobusse konnten den Zudrang kaum fassen.

Auch Beate machte sich nun auf den Heimweg, nachdem sie sich noch einmal von dem bunten Leben der Großstadt durch die Straßen hatte treiben lassen. Im überfüllten Vorortzuge fand sie nur mit Mühe noch einen Sitzplatz. Bald hatte man die innere Stadt hinter sich. Mehr und mehr lichteten sich die Häuserreihen. In immer weiteren Abständen folgten die Haltestellen auf einander. Endlich ging es mit gleichmäßigem Geratter hinaus in das Land und die sinkende Nacht.

Als eine der Letzten stieg Beate nach langer Fahrt aus. Sie wanderte durch die kleine Stadt der Garage zu, in der sie am Morgen ihren Wagen untergestellt hatte. Inzwischen war es völlig dunkel geworden. Aus geöffneten Fenstern blinkte Lichtschein. Allerlei Geräusche zeigten an, daß hie und da das Tagewerk noch nicht beendet sei.

In der Garage hatten sich etliche Wochenendfahrer eingefunden — es war Sonnabend —, um ihre Motorräder und Autos unterzustellen oder um im Vorüberfahren zu tanken. Beate mußte warten, ehe sie zu ihrem Wagen gelangen konnte. Dann lenkte sie das Gefährt aus dem Städtchen heraus ihrem Heim zu, das sie, noch eine knappe Stunde Weges entfernt, in einer Siedlung erwartete. Dort saßen die Menschen, die ihr lieb waren, jetzt wohl beim Abendbrot. Die Lampe würde sich in den Ofenkacheln spiegeln und der Duft der Äpfel, die vor ein paar Tagen geerntet worden, die Stube erfüllen. Als sie sich dies alles vorstellte, sprang die Freude, heimzukehren, warm und gut in ihr auf, als sei sie nicht nur einen Tag, sondern Wochen hindurch fortgewesen.

Bis jetzt hatte sie sich an die breite Landstraße gehalten. Nun bog sie in einen schmalen Feldweg ein. Damit gelangte sie völlig in die Einsamkeit. Denn dieser abgelegene Weg führte zu keinem sonntäglichen Ausflugsort. Eine Weile klangen noch Motorengeräusch und Hupensignale von der Landstraße herüber, doch kein Wagen begegnete oder folgte ihr. Und bald blieb auch jedes Geräusch weit hinten. Dunkelheit und Stille schlugen über der Fahrerin zusammen. Die Erde duftete herb und kräftig. Über dem Lande spannte sich der Himmel mit unzähligen Sternen.

Die Wagenlichter warfen breite Lichtbänder über den Weg. Manchmal huschte ein Tier durch den Schein. Dann verlangsamte Beate die Fahrt: Damit jenes Geschöpf ungehindert den Gesetzen seines Lebens nachgehen könne, die es aus seinem Schlupfwinkel hervorgetrieben.

Und wiederum empfand sie die Köstlichkeit des Heimkommens, nun über die eigene kleine Heimat hinausgeweitet zu einem Nachhausekommen in die Größe der Landschaft, zu allem Leben, das die Erde trägt. Die Stadt sank davor mehr und mehr zurück, wurde zu einem winzigen, wenn auch fröhlichen und bunten Punkt, der von dem nächtlichen Lande fast überdeckt wurde.

Allmählich erhellte sich die Landschaft zu einem fahlen Dämmern. Hinter den Wäldern mußte wohl der Mond aufgegangen sein. In dem milchigen Licht sah die Fahrende in einiger Entfernung einen Mann über die Felder gehen. Sie wußte, daß dort ein Fußsteig entlang führte. Trotzdem aber wirkte der einsame Wanderer, der vor ihr aufgetaucht war, ohne daß sie ihn hatte von weitem herankommen sehen, zu dieser späten Stunde wunderlich und geheimnisvoll. In der Dämmerung erschien er von ungewöhnlicher Größe. Bisweilen hob er die Hände ein wenig. Doch das ungewisse Licht ließ nicht erkennen, warum er dies tat.

Wieder und wieder spähte Beate zu ihm hinüber. Und ein altes Bild, in Kindertagen oft bestaunt, kam ihr dabei in den Sinn. Auf jenem Bilde schritt Gott über die Erde, die Frucht des Ackers zu segnen.

Der Weg machte eine Biegung. Beate verlor den Schreitenden aus den Augen. Vor ihr lag mit blanken Fenstern ihr Haus. Der Hund schlug freudig an. Die Menschen liefen herzu, die schon Erwartete zu begrüßen. Beate zog die Bremsen an, sprang aus dem Wagen, Rede und Antwort gingen fröhlich hin und her.

Ehe die Ankommende den anderen ins Haus folgte, wandte sie sich auf der Schwelle noch einmal zurück: Ob sie nicht etwa den Schritt des Wanderers da draußen zwischen den Feldern vernähme?

Aber alles blieb still. Nur der Wind ging wie ein ruhiger Atem durch die Nacht.

Fünf Menschen gewinnen ein Los.

Skizze von Hermann Reinecke.

Jedes Jahr, wenn der Winter vor der Tür steht, veranstaltet die Stadt ihre Hilfslotterie. Sie dient den verschämten Armen, die sich nicht hervorwagen und den Weg zum Wohlfahrtsamt scheuen. Wenn dann die untergehende Sonne ihre blutroten Strahlen über die Dächer sendet, wenn Fabriken und Kontore weit ihre Tore öffnen, um gleich einem Riesenrachen Massen auszuspeien, wenn die Bahnen vollbepackt nach draußen rattern, um ihre kostbare Fracht — Menschenfracht — abzuladen, wenn sich Radfahrerkolonnen bimmelnd durch die Autoreihen schlängeln und ein ohren- und sinnebetäubendes Hasten, Tuten und Hupen die Luft erfüllt — dann stehen Männer mit spitzen Konditormützen auf dem Kopf und weißen Schürzen um den Leib gewickelt an den Straßenecken und klopfen mit spitzen Knöcheln auf das Tablett, das sie vor der Brust tragen. Es klingt wie ein dumpfer Trommelwirbel aus weiter Ferne, ein Trommelwirbel, der alarmiert und die Sinne aufhorchen läßt. Es ist auch ein Alarm: ein Notruf an alle, damit der Nächste im Winter nicht zu frieren braucht.

Man verkauft also Lose. So ein Los kostet — aber nein, das ruft der muntere Mann folgendermaßen aus:

„Nun aber heran, meine Herrschaften, hier können Sie Ihr Glück machen! Pro Los nur fuffzig Pfennje! Und was können Sie gewinnen? Fünf Hundert-Emm-Scheine auf einen einzigen Schlag! Hand aufs Herz: wer von Ihnen hätte nicht dringenden Gebrauch für so einen halben Tausender? Treten Sie ruhig näher, junge Frau, und probieren Sie mal Ihr Glück! Nieten gibt's bei mir so gut wie gar nicht. Passen Sie auf, es kann Ihr großer Glückstreffer sein! Na, wer nicht will, der hat schon. Ist sonst noch jemand von den Herrschaften da, der ein Los kaufen möchte?"

Eine Menschenmenge hat sich um den langen, dürren Mann versammelt. Wie gebannt starrt besonders die Schuljugend auf seinen Mund. „Du, Fritz, hast du noch fünfzig Pfennige?" fragt Ludwig, aber Fritz zieht nur mit bezeichnender Miene zwei leere Taschenzipfel heraus, und

damit endet die Unterhaltung. Wo nichts ist, hat nicht nur ein Kaiser, sondern auch der Losverkäufer sein Recht verloren.

So langsam schlängelt sich der Schupo heran und horcht aufmerksam zu. Er kennt den Verkäufer und braucht daher den Ausweis nicht zu kontrollieren. Jeden Morgen, wenn der Verkehr noch nicht in Schwung gekommen ist, steht er an der leeren Ecke, dort, wo sich das Kino befindet, und riskiert eine kleine Unterhaltung mit ihm. Du lieber Himmel, auch der nette, muntere Mann mit dem Lotterie-Bauchladen hat so seinen Kampf mit dem Tage zu bestehen. Wenn er abends nach Hause kommt, warten eine Frau und zwei Kinder auf ihn, aber er wohnt glücklicherweise in der Nähe und erspart so das Fahrgeld. „Meine Herren!" ruft er jetzt. „Wenn Sie kein Geld haben, dann spielen Sie doch im Klub!"

„Im Klub? Was ist denn das?" Nachdenklich fallen diese Worte von den Lippen eines hoch aufgeschossenen jungen Mannes mit eingefallenen Backen, der mit vier anderen jungen Menschen seit einer Viertelstunde dem Losverkäufer zuschaut.

„Ganz einfach", erklärt der Verkäufer, „wenn fünf Mann fünf Groschen zusammenlegen, gibt's ein ganzes Los! Ist doch 'ne billige Sache. Gewinnentscheid steckt gleich drin. Woll'n wir's mal probieren, meine Herren?"

Die fünf schauen sich noch einmal stumm an. Dann legt der erste seine zehn Pfennige auf das Brett. Der zweite, dritte und vierte folgen. Nur der fünfte zögert einen kleinen Augenblick. Er macht ein nachdenkliches Gesicht. Zehn Pfennige? Ja, sie bilden nur einen ganz kleinen, bescheidenen Groschen. Aber: ein Groschen ist viel Geld für einen jungen Menschen, der in der nächsten Woche zum Freiwilligen Arbeitsdienst soll und vorher acht Monate Tag für Tag zur Stempelstelle lief. Außerdem ist er in der SA und braucht sein Geld für Märsche. Aber dann legt er seinen Groschen zu den anderen.

Der erste greift „hinein ins volle Menschenleben", wie der Losverkäufer sagt, holt ein eiförmiges Stückchen Schokolade heraus, beißt es auf, zieht einen grünen Losschein mit einer Nummer und der dabei liegenden Gewinnliste aus der süßen, braunen Masse und faltet beides bedächtig auseinander. Zehn, nein hundert Augenpaare folgen gebannt diesem Vorgang. Dann hebt der Mann plötzlich das Los hoch in die Luft und schreit auf. Zuerst ist das Fassungslose, das beinahe Unbegreifliche an der Sache größer als jedes Verstehen. Nur unser Schupo begreift es sofort. Er will etwas Freundliches sagen, doch da tobt schon ein Freudengebrüll los, das auf Hunderte von Metern zu hören ist. Die Spaziergänger bleiben stehen, schauen sich um. Was ist los? Was ist geschehen?

Fünf Arbeitslose haben fünfhundert Mark gewonnen!

Keiner weiß mehr, was er sagt. Alles redet durcheinander, Stimmen schwirren aufgeregt durch die Luft, Arme werden hochgeschleudert, man schreit Bravo und Hurra, man drängelt, schubst und schiebt, weil man sehen will, was für Gesichter die Glücklichen machen. Mitten eingekeilt aber steht unser runder Wachtmeister und kann weder vor- noch rückwärts.

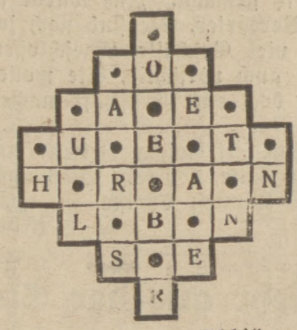
Fünf Erwerbslose haben fünfhundert Mark gewonnen!

Fassungslos in seinem jähen Glücksgefühl starrt der älteste der Fünf auf das Los. Hundert Mark auf seinen Anteil! Ein hundert bare Reichsmark! Zu Hause, ja, zu Hause wartet seine Frau mit dem kleinen, sieben Monate alten Kind. Und er? Er steht hier auf der Straße, eingekeilt in eine dichte Menschenmenge, und hat mit einem Schlage hundert Mark gewonnen. Wißt Ihr denn, was das sind, einhundert Mark? Wißt Ihr denn, was man alles dafür kaufen kann? Ach, hundert bare Mark werden ja niemals alle, Ihr Menschen, hundert Mark sind ja das Glück auf Erden, wenn man vorher nur einen einzigen Groschen in seiner Tasche hatte.

Langsam verliert sich der Menschenhaufen. Aus der Ferne hört man noch, wie der Losverkäufer von neuem sein Publikum zusammensucht. „Fünfzig Pfennige nur, meine Herrschaften, greifen Sie zu, es kann Ihr Glück sein, bei mir ist die Abholzentrale für Hauptgewinne", und dann geht alles wieder seinen Gang. Straßenbahnen fahren vorbei, Autobusse rattern über das Pflaster, und keiner der Vorüberfahrenden ahnt, daß bei rotgoldener Abendsonne an dieser Stelle das Glück unverhofft vom Himmel fiel — fünf Menschen haben ein Los gewonnen . . .



Füll-Rätsel.



Die Punkte dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen, um waagerecht zu lesende Wörter zu bilden. Sind es die richtigen Wörter, so ergibt die fettgedruckte senkrechte Mittellinie die Bezeichnung eines Zeitabschnittes.

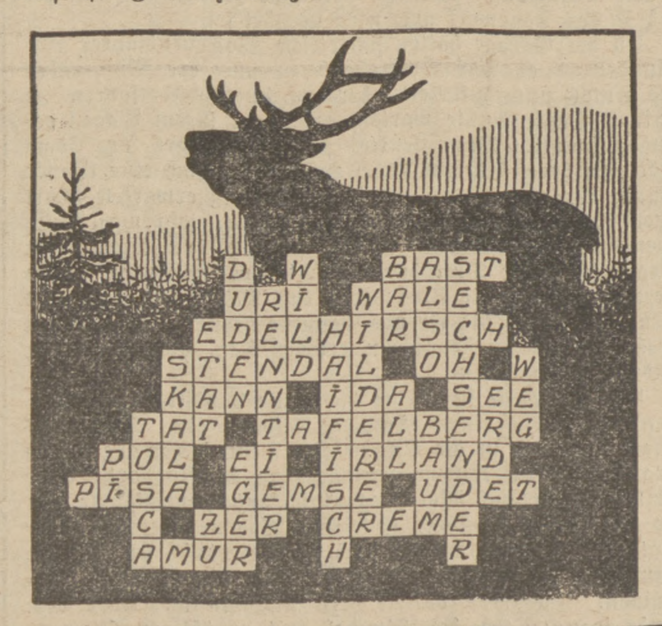
Besuchskarten-Rätsel.

Walter Hans Kiele

Dresden-A

Eine ganz übliche Besuchskarte — und doch etwas Besonderes. Der Leser soll nämlich den Beruf des Inhabers durch Umstellen der Buchstaben herausfinden und zwar ist es ein „eßbarer" Beruf. — Wer findet die Lösung?

Auflösung des Kreuzwort-Rätsels aus Nr. 248.



Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.